

# Alte Dorfgestalten

Die Technik wirkte wie eine Revolution im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben unserer Landgemeinden; sie riss die alten Einrichtungen nieder und baute etwas ganz Neues auf. Die alte bescheidene Hausindustrie, das genügsame Kleingewerbe, das zunftmäßig betriebene patriarchalische Handwerk, der Hausierhandel und verschiedene alte Berufe, die sich oft recht kümmerlich ihr Brot verdienten, gehören heute der Vergangenheit an und unsere hastende und vorwärtsstrebende Zeit hat dies alles vergessen. Wer kennt heute einen Hausweber oder einen Handwebstuhl? Dieses Gewerbe war einmal in jedem Dorfe zu finden und die Mistelbacher Weberzunft gehört zu den ältesten unserer Heimat. Andere kleine Leute, die im wirtschaftlichen Vorleben einmal wichtig waren, sind sang- und klanglos verschwunden; nirgends findet sich eine Aufzeichnung von dem Leben und Schaffen dieser Menschen, die als „kleine Leute“ in der Dorfgemeinschaft gar nicht beachtet wurden; sie standen immer recht weit im Hintergrund, traten niemals besonders hervor, arbeiteten um einen geringen Lohn und schlugen sich so recht und schlecht durch das Leben; irdische Reichtümer konnten sie nicht ansammeln, weil ihr Verdienst oft nicht hinreichte, um die täglichen Bedürfnisse zu decken.

Bei einem Dorffeste, am Kirtag und bei einem Jahrmarkt fehlte nie der **Gottscheeberer** mit seinem Glücksspiel „Hoch und Nieder“ und mit seinem Korb voll Zuckerln, die er in kleinen Schachteln sauber verpackt hatte. In einem kleinen Sack verwahrte er die 100 Lose, die er zuvor ordentlich durcheinander schüttelte und dem Spieler hinhielt; der sagte zuvor z. B. „hoch“ und zog ein Los heraus: hatte es die Zahl von 50 bis 100, so hatte er gewonnen und der Gottscheeberer gab ihm eine Schachtel von Zuckerln. Zog er aber ein Los mit der 1 bis 50, so hatte der Spieler verloren und er konnte sein Glück noch einmal versuchen. Der Gottscheeberer stand auf einem verkehrsreichen Platz und ermunterte die Vorbeigehenden zu einem Spiel, doch vermied er das Geschrei und die überlaute Propaganda; er stammte aus der deutschen Sprachinsel Gottschee in Krain, wo die armen Bewohner dieser Karstlandschaft gezwungen waren, sich um einen Nebenerwerb umzusehen. Es waren ruhige, nüchterne und sparsame Männer, die keinen Kreuzer unnötig ausgaben, weil daheim Weib und Kind mit Sehnsucht auf den Vater warteten, dass er mit einem bescheidenen Spargroschen heimkehrte. Den Lebensunterhalt erbettelten sie sich; ruhte er sich im Straßengraben oder vor einem Haustor aus, dann erzählte er den Kindern, die vor ihm standen, Geschichten aus seiner Jugendzeit oder aus seiner fernen Heimat.

Eine ähnliche Gestalt war der **Bosniak** mit seinem Korb voll Gebrauchsgegenständen, Ohr- und Fingerringe, Spiegel, Haarkämme, Knöpfe, Schuhriemen, Kinderspielsachen u. dgl., der langsam und bedächtig durch die Dörfer hausieren ging; er war ein Dalmatiner oder stammte gar aus Bosnien und trug auch die Landestracht, durch die er sofort auffiel: Opanken an den Füßen, eng anliegende blaue Hosen, braunen Rock, der aber nie zugeknöpft wurde, und auf dem Kopf einen Fez, dessen Quaste weit herabhing. Die Kinder fürchteten einen Bosniaken, dessen dunkelbraune Gesichtsfarbe den Südländer verriet und der sehr wortkarg war. Sein Jähzorn und sein trotziger Gesichtsausdruck flößte uns wenig Zutrauen ein und wir gingen ihm gerne aus dem Weg; mancher war aber recht hilfsbereit und zeigte uns verschiedene Kunststücke aus seiner südlichen Heimat, die unser reges Interesse erweckten. Sein Verdienst war oft so gering, dass ihm mildtätige Familien das Essen umsonst gaben, wofür er sich vielmals bedankte. Den offenen Korb trug er im Dorfe an einem breiten Lederriemen auf der Vorderseite des Körpers, sodass er beide Hände frei hatte. Die Schmucksachen glänzten im hellen Sonnenschein und lockten die Jugend, besonders die Mädchen zum Kaufe an. Nach dem ersten Weltkrieg blieben die Gottscheeberer und die Bosniaken aus, weil sie einem anderen Staate angehörten, der ihnen die Ausreise verweigerte.

Sehr selten zeigte sich der **Schaukastenträger**, der in einer Holzkiste ein Bergwerk, eine Krippe, eine Stadt oder eine Landschaft hatte, die er den Kindern zur Ansicht bot; warf man in eine Spalte ein Geldstück, so bewegten sich die Figuren und in das Bild kam Leben; dies währte aber nur kurze Zeit,

dann blieb alles stehen. Der Mann deckte mit einem Tuch den Schaukasten zu und wanderte still weiter.

Gern gesehen waren im Weinlande bei den Bäuerinnen die **Leinenhändler** aus Schlesien und Nordmähren, Sternberg, Dentsch-Liebau und Oskau mit ihren ausgezeichneten Erzeugnissen, die einen besonderen Ruf hatten. Ihre selbstgewebte und mit Wasser gebleichte „Hausleinwand“ fand in unseren Dörfern starken Absatz. Sie brachten mit einem Fahrwerk und später mit der Eisenbahn eine größere Menge, die sie bei einem Bekannten einlagerten; davon nahmen sie so viel, als sie tragen konnten, in einem großen blauen Tragtuch mit und gingen hausieren. Die schwere Last - „Pinkel“ genannt - nahmen sie auf den Rücken, banden die Enden des Tuches über der Brust zu einem Knoten zusammen, in den sie den Meterstab steckten, auf den sie beide Hände legten, und schritten langsam in leicht gebückter Haltung dahin. Sie machten keine Reklame, priesen nicht mit überschwenglichen Reden ihre Ware, sondern waren still und ruhig, weil sie überall ihre Stammkunden hatten, die oft schon auf die Leinwand warteten. Da sie festgesetzte Preise hatten, entfiel das Handeln und Feilschen. Diese Hausierer waren wirklich arme Leute, denen der Dichter G. Hauptmann in seinem Schauspiel „Die Weber“ ein schönes Denkmal gesetzt hat. Sie freuten sich, wenn sie ein Glas Wein, ein Stück Brot oder gar ein Geselchtes bekamen, denn diese Dinge sahen sie wohl in ihrer Heimat, doch konnten sie so etwas nicht kaufen. Die Einführung des mechanischen Webstuhles in den Fabriken brachte viele um Brot und Verdienst, doch konnten sich einige Hausweber halten. Nach dem ersten Weltkrieg blieben sie aus. Da ich selbst aus Nordmähren stamme, fragten mich oft Bäuerinnen aus und um Poysdorf, wann denn wieder die Leinenhändler kommen werden, die so gute Waren brachten. Dasselbe galt von den Spitzenhändlerinnen aus dem Erzgebirge. Früher brauchten die Mädchen, wenn sie ihre Ausstattung nähten, viele Spitzen, die nirgends so schön und sauber hergestellt wurden wie im Erzgebirge. Diese Frauen waren recht gesprächig und erzählten unseren Leuten viel vom Leben und Treiben in ihrer Heimat, wo die Not und das Elend immer sehr groß waren.

Aus der Gegend von Lundenburg und Dürnholz in Südmähren brachten tschechische Frauen - „**Plutzerweiber**“ geheißen - die schwarzen irdenen Wasserplutzer, die ihre Männer daheim auf der Drehscheibe herstellten und in einem Ofen brannten; unsere Bauern nahmen in diesen „Plutzern“, die sie noch mit einem feuchten Fetzen einschlugen, das Trinkwasser mit auf das Feld. Sie waren einfach und schmucklos, daher auch billig. Schönere Erzeugnisse hatten die ehemaligen Habaner von St. Johann und Groß-Schützen; diese waren teurer. Diese Hausiererinnen hatten ein gutes Mundwerk und mischten deutsche sowie slawische Wörter durcheinander, dass man oft lachen musste. Da sie in ihrer Nationaltracht auftraten und im Allgemeinen recht gutmütig waren, sah man sie in unseren Gemeinden nicht ungerne.

Anders waren die Nikolsburger **Pinkeljuden**, die gewöhnlich an einem Montag Hohenau mit ihrem Besuch beehrten; sie hatten Kleiderstoffe in einem Pinkel auf dem Rücken und auf dem Arme. Weil sie so zudringlich und keck waren, sperrten die Bewohner schnell Tür und Tor zu, wenn man sie erblickte. Sie polterten und lärmten, klopfen an die Fenster und gingen dann, die Bewohner verwünschend, um ein Häusel weiter. Traten sie in ein Haus, so warfen sie den Pinkel auf den Tisch, lobten und priesen die Ware, schrien und „redeten mit den Händen“, feilschten, handelten und machten einen Krawall, dass die Kinder davonliefen. Doch gaben sie endlich den Stoff um den halben Ausrufpreis her und verließen schmunzelnd die Stube, welche die Mutter sofort lüftete, weil mit den Juden ein recht übler Geruch in die Wohnung kam. Draußen auf der Straße machten sich die Kinder lustig über den Hausierer und riefen laut: „Schide, schide, machelee - beißen dich die Flöh', - beißen dich die Widerwanzen - Schide, du musst wiedertanzen.“ Darauf erwiderten nur die Juden: „Du Christenhund kannst mich um . . .“. Freitag und Samstag kamen sie nie, weil sie viel auf ihren Glauben hielten, deshalb aßen sie nie in einem Haus eine angebotene Speise und tranken keinen Wein. Nach dem Jahre 1918 blieben sie ganz aus.

Eine lustige Gesellschaft waren die **Zigeuner**, welche mit ihrer ganzen Habe und den Hunden in einem schmutzigen Plachenwagen hausten, der von zwei mageren kleinen Pferden gezogen wurden,

die mehr Schläge als Futter erhielten. Diese braunen Gestalten waren echte Kinder der Landstraße, die keine Heimat kannten und ein sorgenfreies Wanderleben führten. Sie lebten wirklich von der Hand in den Mund, verzehrten alles, was sie fanden, selbst das mit Kalk bestreute Fleisch vom Aasplatz einer Gemeinde. Diese schrieben ihnen genau die Lagerplätze vor, wo sie sofort ein Feuer anzündeten und kochten. Da hockten die kleinen schmutzigen Kinder mit ihren stechenden Augen und den pechschwarzen Haaren, die sicher noch keinen Kamm gesehen hatten. Die Vorübergehenden bettelten sie keck an, nahmen, was ihnen unter die Hände kam und fluchten wie die Alten. Diese verstanden alles, handelten mit Pferden, flickten schadhafte Kessel, verkauften Geigen, tauschten, schacherten, besserten die Siebe den Bauern aus, spielten im Gasthaus den Leuten auf und waren immer auf Lug und Trug bedacht. Die zudringlichen Frauen mit ihren glänzenden Halsketten und Ohrringen waren Kartenaufschläger, Wahrsager, prophezeiten den Bewohnern aus den Handlinien ihre Zukunft und waren Diebe, vor denen nichts sicher war in Haus und Hof. So schnell konnte die Bäuerin gar nicht schauen, als sie mit ihren Händen zugriffen. Sie schwätzten, plauderten, klagten, jammerten, bettelten, schwuren 1000 Eide, dass sie ehrlich und rechtschaffen wären, und verstanden es, durch Tränen und Klagen das Mitleid der Dorfbewohner zu erregen. Diese fürchteten die Zigeunerweiber, da sie als Hexen dem Hause, der Familie und den Kindern schaden konnten; denn sie hatten „einen bösen Blick“, sodass sie in keinen Viehstall eingelassen wurden. Oft sperrte die Mutter rasch die Kleinkinder in die Stube, damit sie nicht mit dem Zigeunervolk in Berührung kamen. Im Pferdehandel schauten sie auf ihren Vorteil und mancher Bauer zahlte da schweres Lehrgeld, wenn er sich in einen Kauf oder Verkauf einließ. Am Abend hörten wir gerne ihrer Musik zu, wenn sie eine Zigeunermusik machten, die uns ganz fremd war. Nach dem ersten Weltkriege zeigten sie sich nicht mehr so zahlreich und heute sind sie schon selten zu sehen.

Die **Korbflechter** und **Spänehändler** tauchten gegen Ende August jedes Jahr auf, wenn die Bauern Körbe zum Erdäpfel ausnehmen brauchten und die Tage wieder kürzer wurden. Die Körbe flochten sie aus Weidenruten, welche in großer Zahl neben den Bächen und Mühlgräben standen; diese Handwerker erschienen aus dem Thayagebiet, wo auf den Wiesen die Weiden als Grenzbäume von den Bauern gepflanzt wurden; sie gaben der Thayalandschaft das besondere Gepräge, das viele Maler im Bilde festgehalten haben. Die Buchenspäne, die die Bauern im Winter zur Beleuchtung verwendeten, waren zu je 5 Stück gebündelt und mit Stroh gebunden. Wir entzündeten sie beim Herdfeuer; leider waren sie die Ursache vieler Brände, weil die Leute und besonders die Kinder sehr unvorsichtig waren. Die Kerzen und Petroleumlampen verdrängten die Späne und den Handel mit ihnen. Der Verkäufer hatte seine Ware auf einer Scheibtruhe, fuhr langsam auf der Dorfstraße dahin und rief laut seine Späne aus. Den Einkauf besorgten die Bäuerinnen, welche die Späne an einem trockenen Ort aufhoben.

Die **Rastelbinder** hatten ihre Heimat in der Slowakei und waren die Konkurrenten der Zigeuner; doch waren sie grundehrliche Leute, die fremdes Eigentum selten anrührten. Auf dem Rücken trugen sie ihre Erzeugnisse: Mausefallen, Küchenbleche, Küchengeräte aus Blech u. dgl. und besorgten gerne jede Flickarbeit und Ausbesserung. Ihre ungepflegten Haare fielen bis auf die Schultern; einen Hemdwechsel kannten sie nicht und das Ungeziefer machte ihnen wenig Sorge. Als echte Naturmenschen waren sie aber trotzdem gesund und gegen Wind und Wetter abgehärtet. Die Farbe ihrer Kleidung war durch die vielen aufgenähten Flecke nicht mehr zu erkennen. Bescheiden und genügsam wie sie waren, aßen sie in den Häusern die Speiseüberreste, schliefen im Kuhstall auf einem Strohbündel und sparten das verdiente Geld für ihre Familie, die es notwendig brauchte. Uns gefielen immer diese anspruchslosen, wortkargen und ehrlichen Männer, denen der Meister Lehar in seiner Operette „Der Rastelbinder“ ein bleibendes Denkmal setzte. Mit dem Jahre 1918 verschwanden sie für immer aus unseren Dörfern; sie kamen nicht mehr über die March herüber.

Humorvolle Leute waren die **Scherenschleifer**, die häufig das Leben von der leichten Seite nahmen und gerne ihre Arbeit mit einem munteren Lied begleiteten. Frau und Kind sammelten die stumpfen Messer und Scheren in den Häusern des Dorfes, die der Mann dann herrichtete. Er tat dies genau und stellte seine Kunden in jeder Weise zufrieden, dass sie nicht tadeln brauchten. Auch gebrochene

und schadhafte Schirme besserte er aus. Was sie zum Leben benötigten, bettelten sie bei den Bewohnern aus. Bescheiden klang die Bitte eines solchen Mädchens, das treuherzig zur Mutter sagte: „Bitt' schön um etwas zum Essen, wir haben großen Hunger!“ Bekam es dann eine Gabe, so dankte es sogar - ein Zeichen, dass die Eltern ihre Kinder zu erziehen verstanden, wenngleich sie die Not auf Schritt und Tritt durch das Leben begleitete; doch waren sie zufrieden und vergnügt, wenn sie sich recht und schlecht durch das Leben schlugen. Der Sparsinn dieser Armen könnte heute manchem ein Vorbild sein, der seinen Wochenlohn am Sonntag oft leichtfertig und schnell ausgibt. Mancher dieser kleinen Leute war ein Lebenskünstler, der mit dem Wenigen, das er verdiente, sich und seine Familie ernährte und dabei großen Wert auf seinen ehrlichen Namen legte.

Der **Besenbinder** arbeitete in den Wintermonaten, wo er als Arbeitsloser sich um eine Nebenbeschäftigung umschaute; im Walde suchte er sich die Birkenästchen, die er daheim kunstgerecht zu Rutenbesen zusammenband, welche die Dorfbewohner im Haushalt benötigten. Hatte er eine größere Menge fertig, so lud er sie auf einen Schubkarren und begann einen Hausierhandel. Gute Rutenbesen lieferte die Ortschaft Pyhra, unweit von dem bekannten Wallfahrtsort Oberleis. Von Mähren und Böhmen brachten die **Patschenweiber** Hausschuhe und Filzpantoffeln in verschiedenen Formen und Größen in unsere Gemeinden; in der fernen Heimat stellte sie die ganze Familie in Gemeinschaftsarbeit her; Frauen, die recht gesprächig waren, übernahmen den Verkauf; sie bekundeten dabei einen tüchtigen Geschäftsgeist, der sicher einem polnischen Juden alle Ehre gemacht hätte. Hatten sie ihre Ware abgesetzt, so sammelten sie auf dem Heimweg Rohmaterial - Stoff- und Tuchreste, Filzstücke u. dgl., was sie daheim dringend brauchten. Diese Leute beseelte ein nüchterner und praktischer Merkantilismus, da sie nichts unbeachtet ließen; denn für alles hatten sie eine Verwendung und befolgten den Satz: „Das Geld liegt auf der Straße und der Mensch muss sich nur bücken“. Von gleichen Gedanken erfüllt waren die **Lumpensammler**, die alle Abfälle im Bauernhaus billig einkauften: alte Fetzen, Knochen, verschiedene Metalle usw., die der Bauer nicht mehr in seiner Wirtschaft benötigte und die irgendwo in einer Ecke dem Verderben ausgesetzt waren. Diese Sammler begannen oft mit einem Rucksack, dann mit einem Schubkarren und zuletzt erschienen sie mit Ross und Wagen - ein Zeichen, dass die Lumpen auch den Mann ernährten. Heute wissen wir, dass in diesen Abfällen große Werte liegen, die mancher Staat seiner Wirtschaft wieder zuführt, um Devisen zu sparen. Die verachteten Lumpensammler aus der Zeit unserer Großväter taten es auf eigene Verantwortung und nützten so der Allgemeinheit, die es leider nicht verstand.

Der **Kochlöffelböh**m versorgte unsere Landgemeinden mit Holzwaren: Quirl, Kochlöffel, Walker, Löffelrehm, Kinderspielzeug, Osterratschen, Reitpferd, Puppen (Tocken genannt) usw. Manche Spielsachen waren recht bunt angestrichen, die auch etwas teurer waren. Es brauchte nicht immer ein Böhm sein, der mit solchen Sachen handelte, oft war es ein Deutscher, dessen Heimat die „Kochlöffelstadt“ Gutenbrunn im Falkensteiner Bergland war.

Im Herbst kamen vor der Weinlese große Scharen von ungarischen Gänsen und Schweinen in unsere Dörfer, die mehrere Treiber beaufsichtigten. Eine mächtige Staubwolke umgab diese Tiere, die von den Bauern gerne gekauft wurden. Der Händler „angelte“ mit einem langen Holzhaken geschickt und schnell das gewünschte Tier aus der Menge heraus und übergab es dem Käufer, der es zuvor noch einmal genau ansah und dann bezahlte. Bei den Schweinen wartete oft der Händler bis nach Martini, wo der Hauer seinen Wein verkaufte und das notwendige Geld besaß. Die Gans wurde geschoppt und zu Martini geschlachtet. Das Schwein brauchte er in der Lesezeit, um den Arbeitskräften nach alter Sitte ein besseres Essen zu geben. Weil aber diese Händler oft Tierseuchen in die Dörfer einschleppten, verbot die Regierung diesen Handel (nach 1892). Da betrieben unsere Bauern die Gänse- und Schweinezucht intensiver, um den Eigenbedarf zu decken.

Eine seltene Erscheinung waren die **Sauschneider**, die in der Slowakei ihre Heimat hatten. Sie trugen hohe glänzende Stiefel, schwarze Lederhosen, einen dunklen kurzen Rock, einen kleinen runden Hut und einen breiten Ledergurt mit einer großen Ledertasche. Im Weinland besorgte meist der

Viehhalter diese Arbeit und ließ keinen Fremden aufkommen. Unsere Bauern hatten auch kein rechtes Vertrauen zu solchen Zugereisten, die sie nur als Pfuscher betrachteten.

Für uns Kinder waren die alten **Dorfmusikanten** gern gesehene Gäste im entlegenen Dörfchen, die etwas Abwechslung in das tägliche Einerlei brachten. Da war es der **Dudelsackpfeifer** mit seiner großen Trommel auf dem Rücken und dem Glockenspiel auf dem Kopfe, dieses setzte er mit einem Draht in Bewegung, der am rechten Fuß befestigt war. Den Trommelschlägel hatte er am Ellbogen des Armes festgebunden. Die eintönigen Melodien dieses kleinen Orchesters gefielen uns weniger;

nur der Mann, der drei Instrumente auf einmal spielte, erregte unser Interesse. Der **Werkelmann**, der auf einem Klappsessel die Drehorgel behutsam aufstellte und „mit Gefühl“ zu drehen begann, spielte längst bekannte Volksweisen und solche aus Opern. Da piffen wir lustig mit, dazu heulte der Kettenhund, der Hahn krächte auf dem Düngerhaufen, im Stall sang eine Magd den Text zur Melodie - es war ein Hofkonzert im wahren Sinne des Wortes. Wir begleiteten den Mann oft ein Stück des Weges, trugen ihm den Brotsack oder den Sessel, aber spielen ließ er uns nicht, weil er Angst hatte, dass wir ihm das Werk beschädigen könnten. Der **Harfenist** erschien uns wie ein Minnesänger aus der Ritterzeit; vor dem hatten wir Achtung, weil er auch mit lauter Stimme das Lied dazu sang. Der Vater meinte wohl, dass er damit nur die Misstöne und Fehlgriffe übertönen wollte, weil sein Instrument schon lange nicht mehr gestimmt war. Stundenlang hörten wir dem **Ziehharmonikaspieler** zu, der viele Volkslieder und Volkstänze in seinem Programm hatte; mancher war in unseren Augen ein Meister, zu dem wir mit einer gewissen Hochachtung aufblickten. Wir unterstützten ihn sogar und holten für ihn aus den Häusern den Kreuzer oder das Stück Hausbrot. Selten hörten wir einen **Xylophon-** und einen **Okarinaspieler**. Dieses Instrument war uns Knaben nicht unbekannt und wir bliesen es gerne in der Freizeit. Im Notenheft waren die Melodien mit Ziffern angegeben. Diese Okarina dürfte heute nur wenigen bekannt sein. Manchmal rückte eine Musikbande in das Dorf ein und spielte „auf türkisch“ Walzer und Märsche, sodass das junge Volk in den Höfen zu tanzen begann; es waren „**die böhmischen Musikanten**“, auch „**Schumliere**“ geheißen. Schon zur Zeit Maria Theresias tauchten sie im Donautale auf und bereisten fast alle Länder der alten Monarchie. Ihre Weisen verrieten sofort dem Kenner die Herkunft der Musikanten. Nicht mit Unrecht bezeichnete man Böhmen als das Konservatorium von Europa. Mancher dieser jungen Burschen meldete sich zu einer Regimentskapelle der alten Wehrmacht, wo er seinen Mann stellte. Hatten sie einige Stücke gespielt, so ging der Jüngste einsammeln. Bekamen sie zu wenig, so konnten sie in ihrer Sprache fürchterlich fluchen. In der Zeit der nationalen Kämpfe gaben sie sich oft als Egerländer aus. Um 1910 verschwanden sie langsam. Nach dem ersten Weltkriege verirrteten sich manchmal **Wiener Straßensänger** ins Weinland und sangen zu einer Laute oder einer Ziehharmonika Wiener Schlagerlieder, die leider oft von der Landjugend lieber gesungen wurden als die alten Volkslieder der Heimat. Diese Sänger stellten hohe Ansprüche und wetteten dann über die gesicherten Geizhälse. Sobald sich die wirtschaftlichen Verhältnisse besserten, blieben sie aus.

Nicht vergessen dürfen wir die alten Invaliden, die das Vaterland oft für ihren Mut und ihre Treue mit einer Drehorgel belohnte, statt ihnen eine bescheidene Rente zu geben. Ihren Lebensabend beschlossen sie als Bettler und starben oft einsam und verlassen in einer Scheune auf einem Stroh Bündel. Das war leider das Zeichen einer unsozial denkenden Zeit, die den kleinen Mann nicht als Mensch betrachtete. Noch erinnere ich mich gut an meine Studentenzeit, wo ich manchen Fabrikarbeiter, der 40 oder gar 50 Jahre gearbeitet hatte, als Werkelmann durch die Dörfer ziehen sah; mancher tat es als Bettler, weil er die Drehorgel nicht auf Raten kaufen konnte. Bei manchen langte es nur auf eine kleine bescheidene Spieldose, die er in einem Kistchen zum Schutze gegen Wind und Wetter verwahrte.

Auf der staubigen Landstraße bemerkte man Gestalten, von denen heute kein Buch meldet und kein Mensch mehr spricht: Der **Fischbauer** mit seiner vollen „Load“ auf dem Wagen, durfte nur lebende Fische verkaufen, die er aus den Marchgemeinden oder von der Feldsberger Herrschaft holte; er wog sie dem Käufer ab oder verkaufte das Stück „nach dem Gesicht“. Um 1890 sah man in Poysdorf den letzten Fischbauer - Hauser Franz -, der dann im Poybach einen Fischbehälter einbaute und am

Freitag seinen Stammkunden frische Fische verkaufte. Doch auch dieser Handel hörte schon nach einigen Jahren auf. Von Themenau brachte ein Händler die Wagenschmier im Frühjahr den Bauern; er rief seine Ware mit lauter Stimme aus wie der bekannte „Kolibauer“ von Steinabrunn; einer von diesen, namens Nitsch, war ein Original, der wohl die trinkfesteste Gestalt in den letzten Jahrzehnten im Grenzlande war, da er es an manchen Tagen bis 8, sogar bis 10 Liter Wein brachte, mit dem er den Kalkstaub von seiner trockenen Kehle wegschwemmte. Fuhr er von Poysdorf heim, so legte er sich im Wagen nieder und sein Ross ging langsam des Weges; hatte es Hunger, so bog es ins erstbeste Kleefeld, fraß sich satt und ging dann auf der Straße richtig bis Steinabrunn; darum pflegte er auch zu sagen: „Ja, mein Ross und ich“ – verstehen etwas. Sackweise verkaufte er den Kalk; doch durfte niemand darüber schimpfen, sonst wurde er saugrob mit den Kunden. Von Falkenstein führten die **Schotterbauern** die Steine auf die Straßen, die der Steinklopfer dann erst zerkleinerte. Zu seiner Ausrüstung gehörten: ein großer, schwerer Hammer, ein kleiner, ein Strohpolster und eine Schutzbrille. Rastete er eine Weile, so unterhielt er sich mit einem „**Walzbruder**“ reisenden Handwerksburschen, der ihm vieles von seiner Wanderschaft berichtete.

Langsam und bedächtig rollte der Wagen des **Bierfuhrmannes** dahin, der mit seinem hochroten Gesicht in der „Tagaflechten“ saß, seine Pfeife rauchte und sich weiter um nichts kümmerte. Er kannte keine Eile, sodass er die Pferde gehen ließ, wie sie wollten. Sie wussten den Weg genau und blieben von selbst bei den Gasthäusern stehen, wenn er gerade schlief. Lud er die Fässer ab, so gab ihm der Wirt eine Jause und einen Wein, da er das Bier verschmähte. Ganz anders trat der **Weinbauer** auf, der mit einer Ladung - zwei volle Fässer - nach Wien fuhr. Das Pferdegeschirr glänzte im Sonnenschein, der Wagen war blau oder grün gestrichen, in der „Tagaflechten“ hatte er Brot, Speck, Wein und ein Handhackl, rückwärts hinter den Fässern Hafer und Heu sowie eine Futterkrippe. Er selbst trug hohe glänzende Stiefel, ein besseres Gewand, ein weißes „Fürta“ und eine feste Peitsche, mit der er in den Ortschaften recht knallte, damit ihn die Leute bewunderten. Er fühlte sich als etwas Besseres und trat auch selbstbewusst auf. Gesetz und Recht galten für ihn wenig, denn „die Straße ist unser“ und da hat niemand zu reden. Seinen Wein lobte er über den grünen Klee und wer es bezweifelte, dem konnte er es handgreiflich zu verstehen geben. Je näher er gegen Wien kam, desto größer wurde die Reihe der Weinbauern. Dazu kamen die **Eierbauern** aus dem Falkensteiner Bergland, die ihre Eier in Kisten mit Strohhäcksel wohl verpackt hatten; die **Kirschenbauern** aus der Mistelbacher Gegend; die südmährischen **Gurkenbauern**; die Hüttendorfer **Obstbauern**, die ihre Wagen mit vollen Säcken beladen hatten; die **Rahmbauern** mit ihren „Pietschen“ aus dem unteren Zayatal; im Herbst die **Weintrauben-** und **Kartoffelbauern**; am Mittwoch die Fleischhauer, die per Ochs das Frischfleisch nach Wien brachten, die Mistbauern, die von Wien aufs Land fuhren; die **Aschenfuhrleute**, welche für die Seifensieder die notwendige Holzasche sammelten; die Stellwagen oder **Lehenrößler** von Nikolsburg, Feldsberg, Poysdorf, Laa, Staatz usw., die mit 3 Pferden Personen nach Wien beförderten - sie alle benutzten die Brünnerstraße, hielten in Wolkersdorf Futterstation und am Heimweg in der Kaserne Jausenstation. Da rührte sich etwas auf diesem alten Verkehrsweg, der mit Recht für alle Gemeinden eine Goldader war, die ein schönes Geld hier verdienten.

Eine traurige Gestalt war der **Bärentreiber**, der in seiner schäbigen Kleidung an einer Kette einen braunen Bären führte, auf dessen Rücken ein kleiner Affe hockte. Dem Tier, das mit gesenktem Kopf auf der Straße hintrottete, tat der Nasenring weh, an dem die Kette befestigt war rührte der Mann mit der Hand die Trommel, die sonst auf seinem Rücken hing, so stellte sich das Tier auf und begann einen recht schwerfälligen Tanz; der Affe, der schnell vom Rücken abgesprungen war, machte verschiedene Turnübungen, die von den Zuschauern belacht wurden. Zum Schluss warf jeder ein Geldstück dem Treiber zu, der seine Wanderung fortsetzte. Die Tierschutzvereine erheben gegen diese Tierquälerei Einspruch und die Regierung verbot diese Art des Gelderwerbes. Auch die **Kameltreiber** fielen unter diese Bestimmung.

Auf der Straße konnte man früher die verschiedenen **Boten** bemerken, welche von Herrschaften, größeren Gemeinden und den Dekanaten gehalten wurden, damit sie die schriftlichen Mitteilungen zu den unter- oder übergeordneten Ämtern rasch beförderten. Die ersten besaßen eine große

Ledertasche mit dem Herrschaftswappen und einen langen Stock zur Verteidigung, wenn sie ein Wegelagerer überfallen sollte. Bei dem starken Frachtenverkehr konnten sie aber streckenweise mitfahren. Der geistliche **Kapitelbote** hatte auf seiner Tasche das bischöfliche Wappen und vermittelte den Amtsverkehr zwischen dem Dekanat, dem Bischof und den Pfarreien. Hier bekam er in der Regel eine Jause und ein Glas Wein, sodass er immer guter Stimmung war. Nahm ihn ein Fuhrmann mit, so unterhielt er ihn auf dem Wagen und erzählte ihm Freud und Leid aus seinem Berufe. Zwischen den Fuhrleuten und den Fußgängern herrschte mehr ein freundschaftliches Verhältnis, sie halfen sich als Kinder der Straße und standen einander in Not und Gefahr bei. Mit der Industrialisierung des Landes tauchte der **Handelsagent** auf, der in einem Landauer saß und rückwärts viele Musterkoffer hatte, da er ja die Kaufleute und Handwerker besuchen musste. Weil unsere Gegend nicht so interessant war, las er im Fahren die Zeitung oder machte ein kleines Schläfchen. Jeder Landarzt, der oft mehrere Gemeinden zu betreuen hatte, fuhr in einem leichten Wagen, den nur ein Ross zog, zu den auswärtigen Kranken. Die Eisenbahn und der Benzinmotor gaben dem Straßenverkehr um 1900 ein ganz anderes Bild, das den Fuhrmann ganz ausschaltete.

Längst vergessen ist der **Vogelsteller**, der mit einem Netz die Tiere fing: Rebhühner, Lerchen, Amseln, Drosseln, Stare usw. und sie dann lebend „bandelweise“, das heißt zu zwei Stück zusammengebunden, verkaufte. Im Feld oder im Wald hatte er einen Stand - „Vogelherd“ geheißen -, den ihm die Herrschaft zuwies. Tüchtige Vogelsteller waren um 1690 die Kettlasbrunner. Gute Singvögel brachten die Vogelhändler, die damit hausieren gingen. Heute findet man in keinem Hause mehr einen Singvogel.

Ein unseliges Andenken hinterließ in den Gemeinden der Wucherer, „der 15. Nothelfer der Bauern“. Als „Börsianer“ war er bestrebt, dem Unbemittelten und Geldbedürftigen zu helfen und ihn zu unterstützen. Als Egoist hatte er nur seine Vorteile im Auge, um den Nächsten auszubeuten; konnte sein Opfer die hohen Zinsen nicht zahlen, so schlug der Wucherer diese zum Kapital. Nach einigen Jahren kaufte dann der „Blutsauger“ um die Schuldsomme das Haus oder einen Acker und das Opfer geriet in Not und Elend. Ein Erbarmen oder ein soziales Empfinden war dem Wucherer, der über Leichen gehen konnte, ganz fremd. Seine Hilfsbereitschaft zeigte er auch als Waisenvater. Er begnügte sich nicht mit einem Waisenkind, sondern übernahm gleich mehrere, von denen er sich jeden Gang und jeden Handgriff gut bezahlen ließ. Die Folge war, dass manches Waisenkapital im Laufe der Jahre arg zusammenschmolz und das großjährige Waisenkind von seinem Erbteil einige Gulden bekam. Dafür hatte der Waisenvater abgeräumt. Sein Vermögen war ein unrecht erworbenes Gut, das keinen Segen brachte und nach der Volksmeinung nicht in das dritte Glied kam. Die Sparkassen und Kreditinstitute ließen den Wucherer verschwinden, der leider oft den wirtschaftlichen Ruin vieler Familien verschuldete. Nicht minder gefährlich war der **Winkeladvokat**, der alle Gesetze im kleinen Finger hatte und als juristischer Berater die Prozesswut der Bauern ausnützte. Wucherer, Winkeladvokat und Branntweinhaus richteten viele Bauernfamilien zugrunde, sodass es uns nicht leid sein darf, wenn dieses Dreigestirn der Vergangenheit angehört.

Der **Häutelmann** (auch Häuteljud genannt), der schon vergessen war, erwachte in den beiden Weltkriegen zu neuem Leben; doch hat er sich modernisiert und benützt ein Fahr- oder gar ein Motorrad; nur in den Gemeinden wandert er zu Fuß und ruft mit lauter Stimme: „Der Lumpenmann ist da! Lumpen, Fetzen, Hasenhäuteln!“ Er ist ein Nutznießer der Kleintierzucht, die ja im Kriege und in der Nachkriegszeit überall stark zunahm: Da es früher keine Arbeitsämter gab, so vermittelte die Zubringerin den jungen Burschen und Mädchen in der Slowakei freie Arbeitsplätze bei uns, wo der Mangel an landwirtschaftlichen Hilfskräften ein chronisches Übel war. Sie war eine resolute Frau, die mit der Jugend kommandierte wie ein Feldwebel. Doch besaß sie gute Menschenkenntnis und verschaffte ihren Schützlingen den richtigen Platz, sodass immer beide Teile recht zufrieden waren und die Zubringerin eine richtige Vertrauensperson für alle war.

Die Eiersammler mit ihren großen Tragkisten auf dem Rücken kauften für den Wiener Markt Eier, Butter und Topfen. In Falkenstein durften sie kein Haus betreten, sondern in der „Eiergasse“ warten, bis die Bäuerinnen mit ihren vollen Körben erschienen; diese Vorsicht war bei Infektionskrankheiten

notwendig. Gute Eierhändler waren die Katzelsdorfer; weil einer einmal die Eier in der Butte mit den Füßen eintrat, um mehr unterzubringen, nannte man sie spottweise „Gelbfüßler“. Als in den Gemeinden die Milchgenossenschaften errichtet wurden, stellten diese Sammler ihre Tätigkeit ein (nach 1890).

Nicht gerne sah der Bauer den **Steuerpfänder** im Dorfe, den man an der alten österreichischen Beamtenkappe und an der ärarischen Aktentasche sowie an dem Regenschirm erkannte. Seine hagere Gestalt und die fadenscheinige Uniform verkörperten den schlecht bezahlten österreichischen Beamten; er musste ein guter Fußgänger sein, weil er oft weite Strecken zu gehen hatte, um die entlegenen Orte zu erreichen. Niemand beneidete ihn um seinen Dienstposten, weil er in den Häusern nicht sehr freundlich aufgenommen wurde.

Einige Tage vor der Ernte erschienen aus Mähren die **Schnitter** (aus der Brodeker und Olmützer Sprachinsel), die den Bauern das Getreide abmähten und in Garben banden. Es waren fleißige und genügsame Arbeiter, die ein Feld im Akkord übernahmen und daher bis in die Dunkelheit auf dem Felde weilten. Oft mähten sie auch bei Vollmond und gönnten sich nur einige Stunden Ruhe. Der Sonntag-Nachmittag gehörte aber ihnen; da schliefen sie zuerst einige Stunden, dann tanzten sie zu den Weisen einer Ziehharmonika, die ein Alter meisterhaft zu spielen verstand. Es waren Melodien aus ihrer fernen Waldheimat, die alle Müdigkeit vergessen ließen. War die Arbeit beendet, so erhielten sie neben dem Geldlohn noch Wein und 2 - 3 Brotlaibe. Sie bewahrten unseren Bauern die Treue und kamen immer gerne „ins Österreichische“, wo sie den Kindern in der freien Zeit viel aus ihrer Heimat zu erzählen wussten; dabei hörten auch die Erwachsenen gerne zu. Es waren meist arme Leute, die daheim nie so viel Fleisch essen und Wein trinken konnten als hier im Weinlande. Sie gebrauchten beim Mähen eine besondere Sense, die sie „Haberzeug“ hießen, während bei uns noch stark die Sichel verwendet wurde. Nach dem ersten Weltkrieg blieben sie aus und es kamen Burgenländer, die aber schon nach einigen Jahren nicht mehr kamen.

Die Großindustrie, die Technik und die Auswirkung der beiden Weltkriege änderten die soziale Gliederung des Volkes. Das spürt man nicht nur in der Großstadt, sondern auch im entlegenen Dorfe. Überall dringt die neue Zeit durch und lässt das Alte verschwinden. Die Originale von Dorfgestalten, die wir noch als Kinder sahen und die uns manche vergnügte Stunden bereiteten, sind ausgestorben und vergessen. Es waren kleine Leute, die einen harten und entsagungsvollen Lebenskampf führten und trotzdem oft stille zufriedene Menschen waren, die mit einem gesunden Humor durch die Welt gingen.

Veröffentlicht in: „Österreichische Zeitung für Volkskunde“. Neue Serie, Jg. 16 (Band XVI, Gesamtserie Band 65, Nr. 1 (Heft 1) 1. 5. 1962. S. 18 - 31